

Luise Czajkowski

Flucht oder Furcht? Homonymenkonflikte in der deutschen Sprachgeschichte

Abstract

Im Laufe der Entwicklung einer Sprache kommt es immer wieder zum Auftreten von Homonymie, d. i. das Zusammentreffen sprachlicher Zeichen identischer Schreibung/Lautung mit unterschiedlicher Bedeutung und/oder Herkunft. Um Missverständnisse zu vermeiden, wird eine Kollision von Homonymen innerhalb eines Textes gemieden, sei es durch Verwendung anderer/abgewandelter sprachlicher Ausdrücke oder zumindest durch eine Differenzierung der vorhandenen Homonyme durch Kontextualisierung.¹ Dieses Meiden kann aber auch – auf lange Sicht – dazu führen, dass einer der homonymen sprachlichen Ausdrücke untergeht, d. h. nicht mehr gebraucht und durch andere Ausdrücke dauerhaft ersetzt wird. Dies wird gemeinhin als Homonymen*flucht* bezeichnet. Hierbei stellt sich allerdings die Frage, ob es sich immer um eine Reaktion auf vorhandene Homonymie handeln muss oder ob auch eine Homonymen*furcht*, also die Blockierung von drohender Homonymie nachweisbar ist. Insbesondere im Zusammenhang mit dialektalem Sprachwandel erscheint dies vorstellbar und soll anhand von Quellen des 13. bis 15. Jahrhunderts aus dem ostmitteldeutschen Raum plausibel gemacht werden.

Sprachwandel im spätmittelalterlichen Ostmitteldeutschen

Die spätmittelalterliche Sprache im ostmitteldeutschen Raum eignet sich für eine Untersuchung von sprachwandelbedingter Homonymenvermeidung besonders, weil wir hier innerhalb relativ kurzer Zeit den Wechsel von einer zur anderen Varietät nachvollziehen können. Während in Norddeutschland ab dem 16. Jahrhundert bei gleichbleibend niederdeutscher Mündlichkeit das Niederdeutsche in der Schriftsprache durch das Hochdeutsche abgelöst und damit ein eher normorientierter Schreibsprachen*wechsel* vollzogen wurde, können wir im ostmitteldeutschen Sprachraum anhand der Quellen des 13. bis 15. Jahrhunderts den Sprach*wandel* der gesprochenen Sprache vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen ablesen. Im Rahmen einer Untersuchung dieses Sprachwandels (Czajkowski 2021) anhand von verwaltungssprachlichen Quellen aus 15 Ortspunkten im Raum zwischen Calbe und Halle (insgesamt 1.340 Einzeltexte mit 55.104 Tokens) konnte beispielsweise gezeigt werden, wie sich die Variante *das* (bestimmter Artikel und Relativpronomen) gegenüber *dat* bis Ende des 15. Jahrhunderts von Süden nach Norden durchsetzt und erst an der noch im 19. Jahrhundert geltenden *dat/das*-Sprachgrenze Halt macht (vgl. Abb. 1).

1 *Ich sitze auf der Bank vor der Bank* würde man vermutlich durch *Ich sitze auf der Bank vor der Sparkasse* oder durch *Ich sitze auf der grünen Bank vor dem Bank-Gebäude* ersetzen.

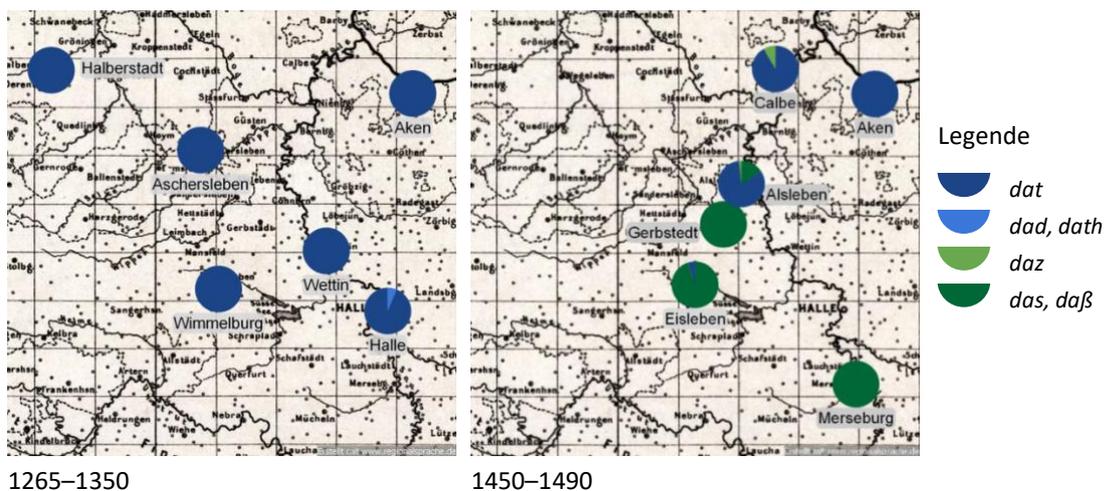


Abb. 1: Varianten von ‚das‘ (Czajkowski 2021, 77–81)

Die Zuweisung, welche der Formen niederdeutsch und welche hochdeutsch ist, fällt bei *dat* vs. *das* leicht. Weniger eindeutig ist das Variantenspektrum der Präposition ‚zu‘. Hier finden sich eindeutig niederdeutsche Formen wie *to* und *tho* und eindeutig hochdeutsche Formen wie *zcu*; in der Zeit des Übergangs aber auch die Interferenzvarianten *tö*, *tû* und *tu*, die bereits hochdeutschen Vokalismus bei noch niederdeutschem Konsonantismus zeigen, und *zco* (Bsp. 1), das andersherum lautverschobenen hochdeutschen Konsonantismus, aber noch niederdeutschen Vokal aufweist. Naheliegender wäre auch eine Variante *zo* zu erwarten. Und diese findet sich auch in den Quellen, allerdings – und hier wird es für die Untersuchung von Homonymie relevant – nicht in der Bedeutung der Präposition ‚zu‘, sondern als Konjunktion bzw. Adverb ‚so‘ (Bsp. 2).

- (1) *It(e)m deme schreibe(re) gehort zco lone j sch(o)k vo(n) deme seyge(re) [...]*
 ‚Ebenso gehört dem Schreiber als Lohn I Schock von dem Säemann [...]‘
 (StB Aisleben, ca. 1460)
- (2) *In dem ja(r)e alzo ma(n) scribet nach Crist(us) gebort virczehundert jar(e) dar nach yn dem sech(s) vnd(e) sestigestin ja(r)e an dem tage s(an)ct Seruatiu(us) deß heyligin bischoff(es) sin dy ersam [...] borgermeister [...] eyngeworden alzo mit drewes Rosen[d]alle [...] vnd(e) der b(or)germeist(er) mit syne(n) kunpan habin ome wede(r) z[cu] stadu(n)ge getan zo daz drewes Roßendal hat dy macht eyne sted[(e)] uß to kysende yn dem vorgena(n)tin hoffe zcu eynen schünen dar uff to bwen vnd dy sal h(er) denne dry jar fry habin von deme rade vnd(e) wenn(e) dy dry jar vmb(e) sin so sal h(er) alle jar gebin [sestan] ald(e) g(roschen) to czinse [...]*
 ‚In dem Jahr, als man schreibt 1466 nach Christus an dem Tag St. Servatius, des heiligen Bischoffs, sind die ehrsamen Bürgermeister einig geworden mit Drewes Rosental und der Bürgermeister mit seinen Verbündeten haben ihn wieder ausgestattet, sodass Drewes Rosental in der Lage ist, sich eine Stätte zu wählen im zuvor genannten Hof, um eine Scheune darauf zu bauen und die soll er dann drei Jahre lang von dem Rat kostenfrei haben, und wenn die drei Jahre vorbei sind, so soll er jedes Jahr sechzehn alte Groschen als Zins [...]‘
 (StB Aisleben, 1466)

Offenbar ist die Schreibung *zo* durch ihre bisherige Verwendung in der Bedeutung von ‚so‘ für eine Aufnahme in das Variantenspektrum von ‚zu‘ blockiert. Dieser Blockierung von Homographien soll hier näher auf den Grund gegangen werden. Zuvor sei aber erst ein genauerer Blick auf die verschiedenen Ausformungen von Homonymie in der Sprachgeschichte gerichtet.

Homonymie und Sprachwandel

Definition

Bei der Beschreibung von Homonymie geht es immer um folgenden Sachverhalt: Bei gleicher Form kann ein sprachlicher Ausdruck unterschiedliche semantische oder grammatische Inhalte vertreten (und dies auf allen grammatischen Ebenen [Morphemen, Lexemen, etc.], vgl. u. a. Gallmann 2016, 146; Ronneberger-Sibold 1980, 195). Die Abgrenzung zur Polysemie liegt vor allem in der verschiedenen Herkunft von Homonymen. Harm (2022a) legt in den Wörterbüchern zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft (WSK Online) den Fokus vor allem darauf, dass Homonymie dann vorliegt, „wenn ein und derselbe Ausdruck mit zwei Bedeutungen verknüpft ist, die keine semantische Relation untereinander aufweisen“ (vgl. auch entsprechende Definitionen bei Lyons 1982; Yule 2006). Nach dem digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache (vgl. DWDS, Homonymie) bezeichnet Homonymie auch nur die „lautliche Übereinstimmung von Wörtern mit verschiedener Bedeutung (und Herkunft)“ (so u. v. a. auch Fromkin et al. 2003, 179).

Schreibsprache vs. gesprochene Sprache

Die „lautliche Übereinstimmung“ sollte aber unbedingt differenziert werden, denn zwischen Homographie (gleiche Schreibung) und Homophonie (gleiche Lautung) bestehen doch erhebliche Unterschiede:

- Homographie, aber keine Homophonie: *modern* (verfaulen) – *modern* (fortschrittlich)
- Homophonie, aber keine Homographie: *mehr* (Komparativ zu *viel*) – *Meer* (Gewässer)
- Homographie und -phonie: *Tau* (Niederschlag; Seil)

In der Literatur wird überwiegend unzureichend differenziert, ob sich die beschriebene Homonymie auf zugrundeliegende Homophonie und/oder Homographie bezieht. Bloomfield hält Homonymie (und Synkretismus) für „normal results of sound-change“ (Bloomfield 1933, 388). Im Rahmen der Untersuchung historischer Sprache, die uns nur in schriftlicher Form überliefert ist, gelingt es allerdings nur in Ansätzen, ein Bild von den hinter der schriftlichen Sprache verborgenen lautlichen Verhältnissen zu gewinnen. Elmentaler weist aber darauf hin, dass eine schreibsprachliche „Homophonendifferenzierung in den vormodernen Handschriften und Drucken sehr viel seltener ist als die Nichtdifferenzierung“ (Elmentaler 2018, 137).

Das sprachliche Prinzip der „Erhaltung der Redundanz“

Um Verwechslungen zu vermeiden, haben die Sprecher einer Sprache aber durchaus ein Repertoire an Möglichkeiten, auf (drohende) Homonymie zu reagieren. Nach Dressler (1969) fallen diese Möglichkeiten unter das sprachliche Prinzip der „Erhaltung der Redundanz“:

Jede sprachliche Mitteilung enthält über ihren Gehalt an Information hinaus viel „Überflüssiges“ oder „Weitschweifiges“, d. i. Redundantes, das dazu dient, die Verständigung trotz störender Nebengeräusche, etwaiger Ablenkung und mangelnder Aufmerksamkeit des Empfängers zu ermöglichen, d. h. Missverständnisse oder Unverständlichkeit zu vermeiden. [...] Wenn die Redundanz ein essentieller Bestandteil jeder Sprache ist, so folgt daraus deduktiv, dass die Redundanz in der Entwicklung einer Sprache im wesentlichen bewahrt bleiben muss. (Dressler 1969, 74, 77f.)

Das Prinzip der Redundanz scheint dem sprachlichen Prinzip der Ökonomie, also der Vereinfachung und Effizienz (vgl. dazu Roelcke 2018a; Roelcke 2018b), zunächst entgegengesetzt zu sein. Doch Ökonomie steht keineswegs im Widerspruch zu Redundanz. Vielmehr ist die Sprachgeschichte geprägt von einem Wechselspiel von Vereinfachung und Verkürzung einerseits und Verdeutlichung und Redundanz andererseits. Um dieses Miteinander zu verdeutlichen, führt Dressler vier Varianten der Erhaltung von Redundanz auf:

- die „Erhaltung überschüssiger Elemente, die dem Streben nach Kraftersparnis trotzen“, wie der Erhaltung von Wortlängen oder von Kongruenz, die eine „Stabilität des tradierten Systemzustands“ garantieren und „wie ein Puffer die Reaktion auf Veränderungen im System“ verzögern (Dressler 1969, 78f.);
- der Ersatz von Redundanz, wenn „Lautgesetze die Gestalt eines Signifikanten zu sehr zusammenschrumpfen lassen, so ersetzt ihn ein längeres Element“ (Dressler 1969, 79). Beispiel hierfür wären mhd. *got* (Sg.) ‚Gott‘ und *gote* (Pl.) ‚Götter‘, die nach Apokope formgleich zu *got* (Sg./Pl.) werden und bei denen erst eine Änderung der Deklinationsklasse die Homonymie überwindet.
- die Erweiterung von Redundanz, die Vereinfachungen und Einsparungen in anderen Teilbereichen, auch auf anderen Ebenen, kompensiert (vgl. Dressler 1969, 81). Als Beispiel hierfür kommt der Ersatz des Konjunktiv I durch Konjunktiv II in Frage, wenn sie im Indikativ und Konjunktiv formgleich sind, wie bei *ich warte* (Ind.) – *ich warte* (Konj.), sowie der Ersatz von Konjunktiv II durch Konstruktionen mit *würde* (vgl. Gallmann 2007).
- Homonymenflucht (siehe zum Begriff unten), bei Dressler (1969, 82f.) auch „Pänhomonymenflucht“ genannt, die aufgrund der Tatsache, dass bisweilen nur ein phonematischer Unterschied für Verständlichkeit nicht ausreicht, Homonymie bereits im Vorhinein verhindert.

Homonymenfurcht vs. Homonymenkollision vs. Homonymenflucht

Für die Frage der Vermeidung von Homonymie sind insbesondere die beiden letzten Punkte relevant. Im Kontext der Erweiterung von Redundanz, also der Kompensation durch Erweiterung des Wortschatzes, geht Dressler (1969, 82) auf den von Jules Gilliéron zurückgehenden Begriff

der *Homonymenflucht* ein. Insbesondere wenn im selben Kontext Homonyme auftreten, greifen verschiedene Auswegmechanismen, um der meist neu entstandenen Homonymie zu entgehen, wie z. B.:

- Homophonendifferenzierung in der Schreibsprache (vgl. Elementaler 2018, 135–139),
- Bevorzugung von Synonymen bis hin zu Wortschwund des Homonyms, wie bei *englisch* ‚engelhaft‘ (vgl. Keller 2003, 114ff.).

Die Vermeidung von Homonymen im Vorhinein ließe sich hingegen als *Homonymenfurcht* bezeichnen.² In diesem Zusammenhang wird häufig das Beispiel lat. *edere* angeführt, dessen Formenparadigma dem von lat. *esse* so nahekommt, dass es in den romanischen Sprachen nicht fortgeführt ist (vgl. Wartburg 1962, 118). Gilliéron (1912) zeigt zudem anhand seiner sprachgeographischen Forschungen für den „Atlas linguistique de la France“, dass nicht nur vorhandene Homonymie, sondern schon die Möglichkeit der Verwechslung durch Homonymie zum Schwund eines Ausdrucks führen kann (vgl. Gonda 1936, 161, siehe dazu auch Meillet 1921, 169–172).

Im Rahmen der Betrachtung langsam ablaufender sprachhistorischer Zusammenhänge ist eine Entscheidung, zu welchem Zeitpunkt auf Homonymie reagiert wird, ehrlicherweise kaum möglich. Insbesondere der Nachweis drohender Homonymie ist schwierig, denn die Frage, ob ein lautlicher Zusammenfall prophylaktisch verhindert wurde oder ob – aus welchen Gründen auch immer – (vielleicht unerwartete) sprachliche Formen mit sprachlicher Differenzierung entstehen, die eindeutig sind, vielleicht ganz ohne dass Homonymie wirklich droht(e), ist nicht sicher zu beantworten (vgl. Dressler 1969, 83).

Für alemannische Dialekte hat Seidelmann (1993) beispielsweise den Homonymenkonflikt von schwäbisch *āšdēla* ‚abstellen‘ neben ursprünglich nasaliertem *ãšdēla* ‚anstellen‘ beschrieben. Nasalierung (z. B. von *Mann, Zahn, kann*, aber auch von *schön* und *Sohn*) war im Schwäbischen noch vor 100 Jahren weit verbreitet, das Phänomen befindet sich aber auf dem Rückzug (vgl. Seidelmann 1993, 113; vergleichend auch Fischer 1895). Durch zunehmende Denasalierung von *ãšdēla* ging/geht die phonologische Differenzierung zwischen ‚abstellen‘ und ‚anstellen‘ verloren. Auch wenn Seidelmann schreibt, „daß eine solche Homophonie durch Denasalierung nirgends eingetreten ist“ (Seidelmann 1993, 116), vollzog sich „Ablenkung des Lautwandels nach ‚oben““ von *ã* > *q̄*, also *q̄šdēla* ‚anstellen‘ (vgl. Seidelmann 1993, 115f.), um eine drohende Homonymie zu vermeiden. Die von Seidelmann formulierte „Wirkungskette“ ist also: Denasalierung – drohende Homonymie – Blockade und Ablenkung des betroffenen Lautwandels (vgl. Seidelmann 1993, 117).

Auch für das Ausbleiben von erwartbaren Erbwörtern wird die Existenz von Homonymen als wesentlicher Grund angeführt. Diese Wörter könnten demnach erst in Sprachen entstehen, in

2 Dresslers Bezeichnung „Pänhomonymenflucht“ findet sich im weiteren Verlauf nicht. Bei der von Dressler synonym gemeinten Bezeichnung „Homoionymenflucht“ besteht Verwechslungsgefahr zu dem Begriff der Homoionymie, der auf Ullmann (1951, 112) zurückgeht und im Rahmen der Beschreibung von Synonymie für die Synonymendifferenzierung verwendet wird. Sprachliche Ausdrücke, die sich semantisch sehr ähneln oder geähnelt haben, im Laufe der Sprachgeschichte aber differenziert werden oder wurden, nennt man Homoionyme (vgl. Harm 2022b).

denen eine Blockierung durch drohende Homonymie nicht (mehr) vorliegt (vgl. Mayrhofer 2001, X). Konkret heißt das für den Ablauf des Wandels einer Sprache, dass neue Varianten erst dann gebraucht werden können, wenn parallele, Homonymie verursachende Formen durch andere ersetzt sind. Bis dahin sind sie blockiert (Abb. 2).

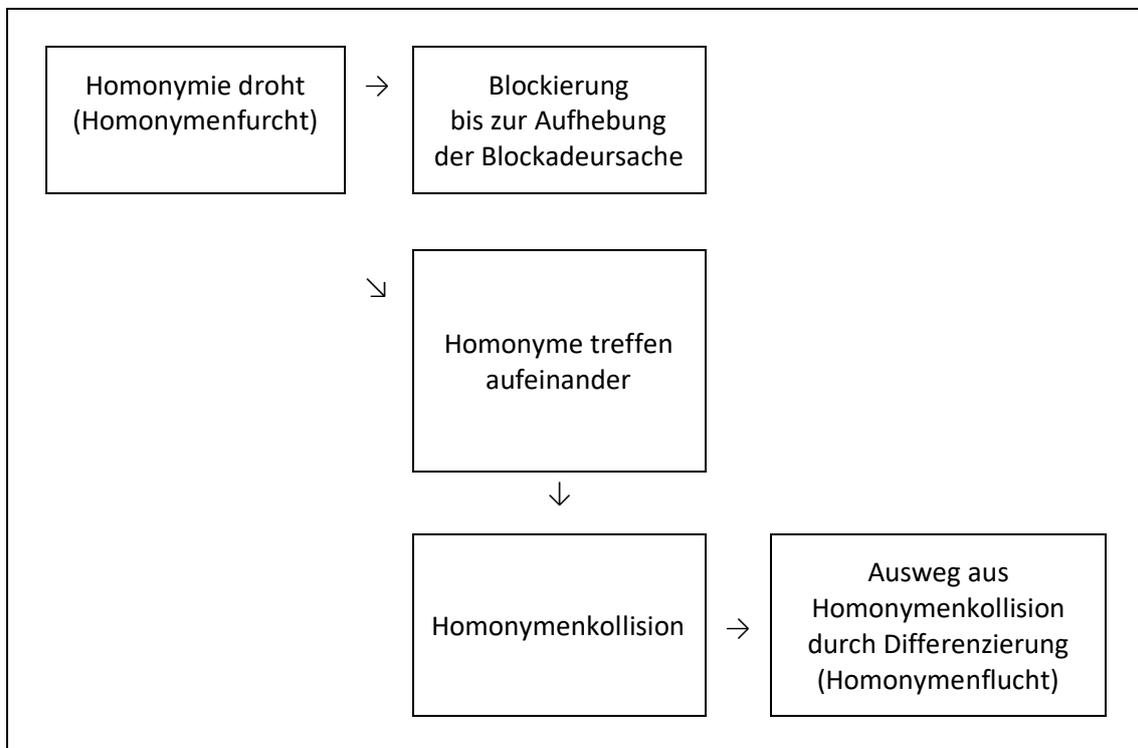


Abb. 2: Unterscheidung von Homonymenfurcht und -flucht

In den folgenden Beispielen aus den spätmittelalterlichen Quellen des ostmitteldeutschen Raumes soll es explizit nur noch um die sprachliche Strategie der Blockierung bei *drohender* Homonymie gehen (vgl. dazu auch Kieft 1938, Öhmann 1934, Wahlenberg 1871).

Blockierung von Homonymie in spätmittelalterlichen Quellen Ostmitteldeutschlands

Blockierte Schreibung der frühneuhochdeutschen Diphthongierung

In der deutschen Sprachgeschichte finden sich zahlreiche Beispiele für den Zusammenfall von alten und durch Lautwandel neu entstandenen Lauten, wie z. B. alter Diphthong *ei* neben fnhd. *ei* < *î*, oder auch das immer wieder wechselnde Nebeneinander von *d* und *t* (ahd./mhd./nhd. *t* < vorahd. *d* < wgerm. *ḏ* < germ. *þ* < idg. *t* gegenüber ahd./mhd./nhd. *d* < germ. *þ* < idg. *t*).

Die schreibsprachliche Umsetzung des Lautwandels kann aber blockiert sein, selbst wenn sich – was wir nicht nachweisen können – die mündliche Sprache bereits weiterentwickelt hat. Dazu

sei hier ein Beispiel verhinderter schriftlicher Umsetzung der frühneuhochdeutschen Diphthongierung angeführt:

In einer Urkunde aus dem Kloster Ascherleben steht die Form *seyn* nicht in der Bedeutung ‚sein‘ (mit vermeintlich bereits diphthongiertem mhd. $\hat{i} >$ nhd. *ei/ey*), sondern in der Bedeutung ‚sehen‘ (mit *y* als Dehnungszeichen). Das Verb ‚sein‘ präsentiert sich weiterhin undiphthongiert in Form von *sin*³:

- (3) *We [...] bekennen openbar jn dissem jeghenwerdig(e)n brýue alle den dý en seyn edir horen lesen [...]. disse missen scal dý prýster halden alle daghe dor dat gancze jar an allen hynder sündir lyues not vnd(e) scal de leste misse sin [...]*
 ‚Wir [...] bekennen öffentlich in diesem Brief allen denen, die ihn sehen [selbst lesen] oder lesen hören [vorgelesen bekommen] [...]. Diese Messe soll der Priester halten an alle Tagen im Jahr ohne Ausnahme außer Leibesnot und sei es die letzte Messe‘
 (Urkunde Kloster Aschersleben, 12. Mai 1384)

Für die unterschiedlichen Lexeme wurden demnach jeweils eigene Graphien gewählt. Diese Schreibungen sind aber keineswegs fest, sondern gelten lediglich für das jeweilige Dokument, scheinen daher vom Schreiber individuell zur Disambiguierung gewählt. In einer Urkunde aus demselben Kloster, ausgestellt nur wenige Wochen zuvor, von denselben Ausstellern steht für ‚sehen‘ *sen*, während *sin* wiederum für das Verb ‚sein‘ und hier nun außerdem für das Possessivpronomen ‚sein‘ steht:

- (4) *Allen den de on sen edder horen lesen [...] Ok en schal hei nemande bidden disse missen tú haldene die plichtech missen is tú haldene in disser pharre dar meyde sin misse ghehindert würde. [...] Ok schal disse prester vnseme proueste vnd(e) vnser pharre sin tu denste.*
 ‚Allen denen, die ihn lesen oder vorgelesen bekommen [...] Auch soll er niemanden bitten, diese Messe zu halten, die in dieser Pfarrei verpflichtend zu halten ist, damit seine Messe (nicht) verhindert würde [...] Auch soll dieser Priester unserem Probst und unserer Pfarrei zu Diensten sein.‘
 (Urkunde Kloster Aschersleben, 25. April 1384)

Damit wird deutlich, dass <ey> in der Form *seyn* ‚sehen‘ nicht auf einen Diphthong referiert, sondern als Parallelform neben *sen* ‚sehen‘ steht. Im Mittelniederdeutschen wird <ey> seit Ende des 14. Jahrhunderts verstärkt sowohl für Monophthong \hat{e} als auch für Diphthong (< wgerm. *ai*) geschrieben (vgl. Lasch 1914, 73, §99). Die Form *sin* ‚sein‘ bleibt hingegen zunächst unverändert. Aufgrund des Zusammenfalls der Vorformen (beide ahd./mhd. *sîn*) können das Verb ‚sein‘ und das Possessivpronomen ‚sein‘ sehr wohl in derselben Graphie nebeneinander erscheinen. Die Heterophonie von *sen/seyn* gegenüber *sin* – selbst wenn sich in der gesprochenen Sprache bereits *sin > sein* entwickelt hätte – blockiert demnach eine Homographie. Die Digraphie-schreibung im Zuge der frühneuhochdeutschen Diphthongierung bei Verb und Possessiv-

3 Die frühneuhochdeutsche Diphthongierung zeigt sich in Quellen aus Aschersleben erst nach dem niederdeutsch-hochdeutschen Schreibsprachwechsel.

pronomen ‚sein‘ dürfte sich demnach erst dann in der Schreibsprache durchgesetzt haben, wenn die Schreibung <ey> nur noch für Diphthonge „reserviert“ ist. Zeigen lässt sich das in den Urkunden aus Gerbstedt:

	germ. ê ²	wgerm. ai	mhd./mnd. î
Gerbstedt 1377	<i>breyue</i> ‚Briefe‘, <i>seyle</i> ‚Seele‘	<i>eyne</i> ‚eine‘	<i>miner</i> ‚meiner‘, <i>jartyt</i> ‚Jahrzeit‘
Gerbstedt 1435	<i>brieffe</i> ‚Briefe‘, <i>seligin</i> ‚seligen‘	<i>eyn</i> ‚ein‘	<i>vorczygen</i> ‚verzeihen‘
Gerbstedt 1487	<i>briff</i> ‚Brief‘, <i>zeliger</i> ‚seliger‘	<i>eyn</i> ‚ein‘, <i>vortheidinget</i> ‚verteidigt‘, <i>eygener</i> ‚eigener‘	<i>seyner</i> ‚seiner‘, <i>zzeit</i> ‚Zeit‘

Tab. 1: Schreibungen für germ. ê², wgerm. ai und mhd./mnd. î in den Urkunden aus Gerbstedt (vgl. zu mnd. ê auch die Aufstellung in Czajkowski 2021, 211)

Auch in Gerbstedt wurden wgerm. ai und germ. ê² im Jahr 1377 schreibsprachlich noch nicht unterschieden. Eine Diphthongschreibung von mhd./mnd. î > ei/ey neben <ei/ey> für sowohl germ. ê² als auch wgerm. ai hätte eine zusätzliche Homographie provoziert. Im Jahr 1487 aber beschränkt sich die Digraphie mutmaßlich auf Diphthonge: alte aus wgerm. ai und neue aus mhd. î.

Blockierte Kleinwörter

Insbesondere niederdeutsche Kleinwörter halten sich in hochdeutscher Umgebung besonders zäh (vgl. Schmid 2006, 218). Damit einher gehen Homonymenkonflikte von neuen, hochdeutschen Varianten mit alten, noch erhaltenen Varianten. Dies zeigt sich beispielsweise an den Varianten für ‚auf‘ und ‚falls‘ in den spätmittelalterlichen Quellen im ostmitteldeutschen Raum.

Ursprünglich stehen hier nd. *of* ‚falls‘ neben nd. *op* ‚auf‘ gegenüber. Nach der hochdeutschen Lautverschiebung wäre eine hd. Form *of* < nd. *op* zu erwarten, doch in den Quellen findet sich stattdessen die Form *uf/uff*. Im ersten Hallischen Schöffnenbuch stehen beispielsweise *uf* ‚auf‘ neben *of* ‚falls‘ dicht beieinander:

- (5) *Ku(n)ne querenu(r)den husv(ro)we [...] begauete ioha(n)nese bruni(n)ge tw M(arc) geldes uf dem berline to eyner settu(n)ge vor xvi M(arc) de sal se losen of se wil zu pinkestens*
 ‚Die Ehefrau Kunne Querenurds überließ Johannes Bruning zwei Mark auf ein Grundstück auf dem Berline [Ort in Halle] als Pfand für 16 Mark. Die soll sie, falls sie will, bis Pfinsten einlösen‘
 (Hallisches Schöffnenbuch 1319)

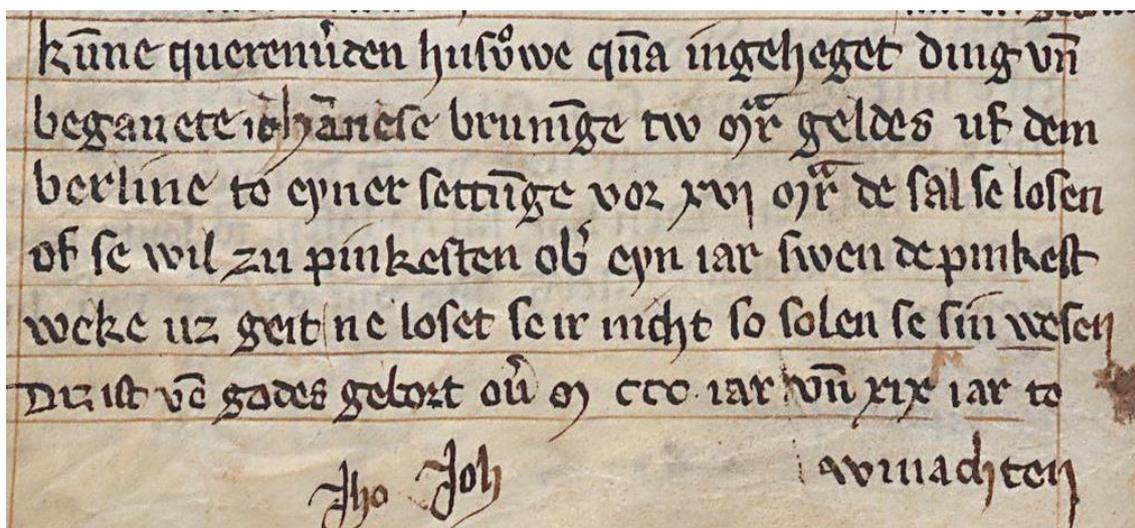


Abb. 3: Hallisches Schöffebuch (1319), fol. 85v

Es ist nicht ganz sicher zu klären, ob hier wirklich Homonymenfurcht oder -flucht ursächlich für die Entwicklung zu *uf* geführt hat. Im niederdeutsch-ostmitteldeutschen Übergangsraum stand nämlich neben der Variante *op* ‚auf‘ bereits *up* ‚auf‘, was als unverschobene Basis für *uf* dienen könnte. Doch auffällig ist schon, dass in mitteldeutschen Dialekten vielerorts *of* in der Bedeutung von ‚auf‘ üblich ist (vgl. DiWA 447), in der spätmittelalterlichen Schreibsprache *of* hingegen nicht zu finden und somit offensichtlich blockiert ist.⁴

Nebeneinander von Homonymen

Im Akener Schöffebuch finden sich zahlreiche Einträge niederer Gerichtsbarkeit, die von einem einzelnen Schreiber nacheinander eingetragen wurden, deren zugrundeliegender ursprünglicher Text, ob mündlich oder in Zettelform bereits schriftlich, möglicherweise von verschiedenen Sprechern stammen könnte. Inhaltlich wiederholen sich die Einträge immer wieder, was für eine Untersuchung sprachlicher Varianten sehr günstig ist.

Herausgestellt sei die Variante *liue*, die einerseits als Weiterentwicklung aus der Form *leue* ‚liebe‘, wie in Bsp. (6) vorkommt; andererseits aber auch als deklinierte Form von *lif* ‚Leib‘ (Bsp. 7) erscheint.

4 Vgl. weitere Beispiele zu Homographie von Kleinwörtern im niederdeutsch-ostmitteldeutschen Übergangsraum Czajkowski i.E.

- (6) *Cl(us) gir hed sin erue v(or)lat(e)n den v(or)stend(er)n vns(er) liue(n) fraw(e)n vor x s(ch.) gr(oschen) worde it sake dat vns(er) liue(n) fraw(e)n brog worde dat schal men gir eyn verndel jar(es) to vorn v(or)kuldig(en).*

‚Claus Gir hat sein Erbe den Vorstehern [der Kirche] Unserer lieben Frau für 10 Schillinggroschen [Zins] überlassen. Sei es so, dass Unser-lieb-Frauen-Kirche die Vereinbarung brechen wird, wird man das Gir ein Vierteljahr vorher mitteilen‘.

- (7) *Cl(us) langeian hed ils en siner eliken husfraw(e)n gegeue(n) al dat he hed v(m)mer gewint hebb(e)n sij kinder van beider liue der schal dij helffte sin*

‚Claus Langeian hat Ilse, seiner Ehefrau, alles das vermacht, das er besitzt und verdient. Haben sie beide eigene Kinder, dann gehört ihnen die Hälfte‘

(StB Aken 1439)

Trotz des so umfangreichen Sprachwandels auf der Ebene des Konsonantismus und Vokalismus auf dem Weg vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen von nd. *leue* über *liue* und *lieue* zu hd. *liebe* und der damit einhergehenden Möglichkeiten, Homonymie zu verhindern, zeigt sich hier eine Homonymenkollision. Auch wenn beide Varianten möglicherweise nicht auf denselben Sprecher zurückgehen, zeigt dieses Bsp. dennoch, dass die Homonyme *liue* ‚lieb‘ und *liue* ‚Leib‘ zeitgleich im Jahr 1439 in Aken existierten, nebeneinander verwendet und verstanden werden konnten. Das Vorkommen formgleicher Varianten zweier Variablen innerhalb eines Textes ließe aber auch auf eine Homographie mit immanenter Heterophonie schließen, was sich zumindest als Strategie zur Disambiguierung eignen würde.

Strategien zur Auflösung von Homonymie: Kreativität durch Variantenvielfalt

Bereits im Spätmittelalter zeigen Sprecher/Schreiber hohe sprachliche Kreativität im Umgang mit ihrer Sprache und der Disambiguierung sprachlicher Varianten, beispielsweise durch Variantenvielfalt. Hierzu ein letztes Beispiel: Zu Zeiten des sprachlichen Wandels in einer Region erhöht sich oftmals die Anzahl der z. T. sehr unterschiedlichen Varianten einer Variable (vgl. Czajkowski 2021, 297). Die mit dem Sprachwandel verbundenen Unsicherheiten bei der Wahl der neuen, resp. „richtigen“ (hier hochdeutschen) Form offenbaren sich in der Variantenvielfalt, wie beispielsweise die Daten zu ‚zuvor genannt‘ zeigen. Bis Mitte des 14. Jahrhunderts lassen sich im ostmitteldeutschen Sprachraum nur drei Varianten dieser Variable nachweisen, Ende des 15. Jahrhunderts sind es schon 13 Varianten (Abb. 4):

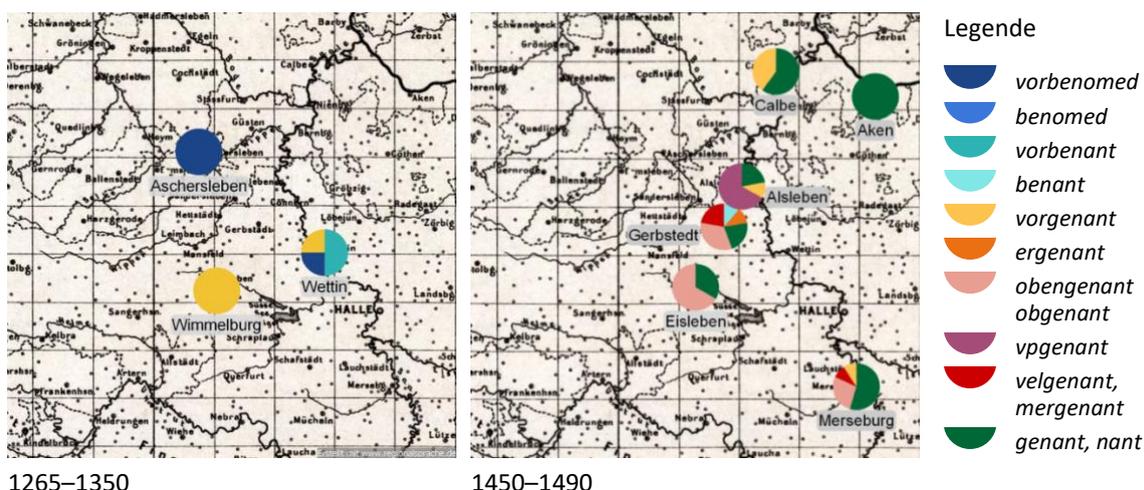


Abb. 4: Lexikalische Varianten von ‚zuvor genannt‘ (Czajkowski 2021, 289–292)

Nach Ablauf des Sprachwandels geht diese Vielfalt – vor allem aufgrund einer zunehmenden Normorientierung – wieder verloren.

Neben der sprachlichen Kreativität bzgl. der Bildung neuer Varianten ist auch die Kontextualisierung sprachlicher Ausdrücke eine Strategie zur Vermeidung von Missverständnissen, die durch Homonymie drohen. Denn „Homonymie ist nur gefährlich, wenn sie in identischen Kontextsituationen vorkommt“ (Seidelmann 1993, 116). Welche Wirkung eine Kontextualisierung oder die Erhaltung der Redundanz (siehe oben) haben kann, lässt sich einfach an den polysemen (auf ‚Frau‘ sowie ‚Ehefrau‘ referierenden) Bezeichnungen *wif* und *husvrowe* zeigen: Während noch bis Mitte des 14. Jahrhunderts im ostmitteldeutschen Sprachraum für die Bedeutung ‚Frau‘ (und wohl auch ‚Ehefrau‘) die Varianten *wif* (138 Belege) und *husvrowe* (14 Belege) ausreichten, kommen seit Mitte des 14. Jahrhunderts erstmals auch die festen Wortverbindungen *elike husvrowe* sowie *elike werdinne*⁵ auf, die offenbar dem Bedürfnis geschuldet sind, zwischen Frauen und Ehefrauen zu unterscheiden. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts stehen bereits 113 Belege für *elike wif*, *elike husvrowe*, *elike vrowe* und *elike werdinne* 187 Belegen ohne Ergänzung gegenüber (vgl. Czajkowski 2021, 283–287).

Fazit

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Analyse historischer Quellen viele verschiedene Sprachbeispiele liefert, die eine differenzierte(re) Betrachtung von sprachlichem Ausdruck und dahinter stehender Bedeutung und vor allem auch dem Wandel dieser Beziehung lohnenswert machen. Das Vorkommen formgleicher Varianten zweier Variablen innerhalb eines Textes lässt zunächst einmal nur auf Homographie schließen, ob die dahinter stehenden Ausdrücke homo- oder heterophon waren, lässt sich nicht gesichert nachweisen. Die daraus folgende Konsequenz

5 Die Form geht wohl auf oberdeutschen Einfluss zurück, vgl. die Karte bei de Smet 1975, 30.

für die schreibsprachliche Entwicklung läge aber wohl in der Homonymenflucht, wie schon Gottsched in seiner „Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst“ einforderte:

Denn da einer Sprache nichts nachtheiliger ist, als die Zweydeutigkeit der Wörter: so ist auch nichts billiger, als daß man Wörter von zweyerley Sinne, und ähnlichem Klange, wenigstens in der Schrift, so viel als möglich ist, unterscheide. (Gottsched 1748, 43)

Es konnte gezeigt werden, wie die für die sprachhistorische Entwicklung erwartbare Anpassung von Formen, die vermutlich bereits in der mündlichen Sprache vollzogen ist, wie beispielsweise die Diphthongierung von *sin* > *sein*, in der Schreibsprache zunächst herausgezögert/blockiert wird, bis homonymiegefährdende Formen verdrängt wurden.

Quellen

SchB Aken = Akener Schöffebücher, LASA Magdeburg, Cop. Nr. 405a.

StB Alsleben = Stadtbuch von Alsleben, Universitäts- und Landesbibliothek Halle (Saale), 27 B 19.

Stadtarchiv Aschersleben U87.

Stadtarchiv Aschersleben U88.

Hallisches Schöffebuch = Universitäts- und Landesbibliothek Halle (Saale), Yd 2*31, online: <http://dx.doi.org/10.25673/89852>, letzter Zugriff: 10.7.2023.

Gerbstedt 1377 = LHA Magdeburg, Rep. U11a, IX, Gerbstädt, Nr. 27.

Gerbstedt 1435 = LHA Magdeburg, Rep. U11a, IX, Gerbstädt, Nr. 36.

Gerbstedt 1487 = LHA Magdeburg, Rep. U11a, IX, Gerbstädt, Nr. 39.

Literatur

Bloomfield, Leonard (1933): *Language*. New York.

Czajkowski, Luise (2021): *Schreibsprachen im Übergang. Untersuchungen zum Sprachwandel im niederdeutsch-ostmitteldeutschen Übergangsraum im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit (Deutsche Dialektgeographie 127)*. Hildesheim u. a.

Czajkowski, Luise (i.E.): *Niederdeutsches im Ostmitteldeutschen*. In: Andreas Bieberstedt, Doreen Brandt, Klaas-Hinrich Ehlers, Christoph Schmitt (Hg.): *100 Jahre Niederdeutsche Philologie: Ausgangspunkte, Entwicklungslinien, Herausforderungen. Teil 2*. Berlin.

DiWA = Schmidt, Jürgen Erich/Joachim Herrgen (Hg.) (2001-2009): *Digitaler Wenker-Atlas (DiWA)*. Bearbeitet von Alfred Lameli, Tanja Giessler, Roland Kehrein, Alexandra Lenz, Karl-Heinz Müller, Jost Nickel, Christoph Purschke und Stefan Rabanus. Erste vollständige Ausgabe von Georg Wenkers "Sprachatlas des Deutschen Reichs". 1888–1923 handgezeichnet von Emil Maurmann, Georg Wenker und Ferdinand Wrede. Marburg, online: <https://www.regionalsprache.de>, letzter Zugriff: 11.7.2023.

Dressler, Wolfgang U. (1969): *Die Erhaltung der Redundanz*. In: *Studia Classica et Orientalia*, Antonino Pagliaro oblata II, Rom, 73–84.

DWDS, Homonymie = Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (Hg.): *DWDS – Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache. Das Wortauskunftssystem zur deutschen Sprache in Geschichte und Gegenwart*, online: <https://www.dwds.de/wb/Homonymie>, letzter Zugriff: 4.7.2023.

Elementaler, Michael (2018): *Historische Graphematik des Deutschen. Eine Einführung*. Tübingen.

Fromkin, Victoria/Robert Rodman/Nina Hyams (2003): *An Introduction to Language*. 7th ed. Boston.

Gallmann, Peter (2007): *Morphologische Probleme der deutschen Konjunktive*. In: Peter Gallmann, Christian Lehmann, Rosemarie Lühr (Hg.): *Sprachliche Motivation. Zur Interdependenz von Inhalt und Ausdruck*. Tübingen, 45–80, online: http://gallmann.uni-jena.de/Pub/Konjunktiv_2007.pdf, letzter Zugriff: 11.7.2023.

Gallmann, Peter (2016): *Formengleichheit*. In: Angelika Wöllstein, Dudenredaktion (Hg.): *Duden. Die Grammatik*. 9., vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage. Berlin, 146f.

- Gilliéron, Jules (1912): *L'aire clavellus d'après l'Atlas linguistique de la France: Étude de géographie linguistique. Résumé de conférences faites à l'Ecole pratique des Hautes Études en 1912.* Neuveville.
- Gonda, Jan (1936): Zur Homonymie im Altindischen. In: *Acta Orientalia* XIV, 161–202.
- Gottsched, Johann Christoph (1748): *Grundlegung einer deutschen Sprachkunst.* Leipzig.
- Harm, Volker (2022a): Homonymie. In: Stefan J. Schierholz (Hg.): *Wörterbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft (WSK) Online.* Berlin/Boston, online: https://www.degruyter.com/database/WSK/entry/wsk_id8f717735-c4ac-44a2-bed5-776f2936baf3/html, letzter Zugriff: 4.7.2023.
- Harm, Volker (2022b): Homoionymie. In: Stefan J. Schierholz (Hg.): *Wörterbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft (WSK) Online.* Berlin/Boston, online: https://www.degruyter.com/database/WSK/entry/wsk_id_wsk_artikel_artikel_16864/html, letzter Zugriff: 4.7.2023.
- Keller, Rudi (2003): *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache.* 3., durchgesehene Auflage. Tübingen.
- Kieft, Anthonij Pieter (1938): *Homonymie en haar invloed op de taalontwikkeling.* Groningen.
- Lasch, Agathe (1914): *Mittelniederdeutsche Grammatik.* Halle (Saale).
- Lyons John (1982): *Language and Linguistics.* Cambridge.
- Mayrhofer, Manfred (2001): *Etymologisches Wörterbuch des Altindischen.* III. Band, Lieferung 32. Heidelberg.
- Meillet, A. (1921): Sur les effets de l'homonymie dans les anciennes langues indoeuropéennes. In: *Cinquantenaire de l'École pratique des hautes études*, 169–180.
- Öhmann, Emil (1934): *Über Homonymie und Homonyme im Deutschen.* Helsinki.
- Roelcke, Thorsten (2018a): Sprachökonomie. In: Stefan J. Schierholz (Hg.): *Wörterbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft (WSK) Online.* Berlin/Boston, online: https://www.degruyter.com/database/WSK/entry/wsk_idf8eda9ba-371c-4909-9dd7-fee85cc594b/html, letzter Zugriff: 6.7.2023.
- Roelcke, Thorsten (2018b): Sprachwandel durch Sprachökonomie. In: Stefan J. Schierholz (Hg.): *Wörterbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft (WSK) Online.* Berlin/Boston, online: https://www.degruyter.com/database/WSK/entry/wsk_ida1f0278c-e2e2-4851-b9e8-2fe92082986c/html, letzter Zugriff: 6.7.2023.
- Ronneberger-Sibold, Elke (1980): *Sprachverwendung – Sprachsystem.* Tübingen.
- Schmid, Hans Ulrich (2006): *... dv das gvte – blif im Lande! Niederdeutsch und Hochdeutsch in der epigraphischen Überlieferung des 14. bis 17. Jahrhunderts.* In: Gertrud Mras, Renate Kohn (Hg.): *Epigraphik 2000. Neunte Fachtagung für mittelalterliche und neuzeitliche Epigraphik, Klosterneuburg, 9.–12. Oktober 2000, Wien*, 217–225.
- Seidelmann, Erich (1993): Die Ablenkung eines Lautwandels: Denasalisierung und Homonymenflucht im Alemannischen. In: Volker Schupp (Hg.): *Alemannisch in der Regio. Beiträge zur 10. Arbeitstagung alemannischer Dialektologen in Freiburg/Breisgau 1990.* Göppingen, 113–121.
- de Smet, Gilbert (1975): ‚Ehefrau‘ in den altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahre 1300. Eine historisch-wortgeographische Skizze. In: Günter Bellmann, Günter Eifler, Wolfgang Kleiber (Hg.): *Festschrift für Karl Bischoff zum 70. Geburtstag.* Köln/Wien, 27–39.
- Ullmann, Stephen (1957): *The Principles of Semantics.* 1st edition 1951. 2nd. edition. Oxford.
- Wahlenberg, Friedrich Wilhelm (1871): *Die niederrheinische (nord-rheinfränkische) Mundart und ihre Lautverschiebungsstufe.* In: *Programm des katholischen Gymnasiums an der Apostelkirche in Köln. Elfte Schuljahr 1870/71.* Köln, 1–18.
- Wartburg, Walther (1962): *Einführung in Problematik und Methodik der Sprachwissenschaft.* 2., unter Mitwirkung von Stephen Ullmann verbesserte und erweiterte Auflage. Berlin/Boston.
- Yule, Georg (2006). *The Study of Language.* 3rd edition. Cambridge University Press.